

# Das Reh, der Wald und der Förster: Rehwild im Lichte unterschiedlicher Nutzungsinteressen

Sven Herzog



## Rehwild-Projektionsfläche für menschliche Interessen?

Für manchen Jäger der „Rothirsch des kleinen Mannes“, für einige Förster der leibhaftige Waldschädling, für viele Kinder Bambi (der zwar ein Weißwedelhirsch war, ein naher Verwandter, immerhin), und für ebenso viele Menschen der bezahlbare Luxus des Rehbratens bei Familienfeiern...so manches Klischee verbindet sich mit dem Rehwild.

Die kleinste einheimische Hirschart, flächendeckend in Europa verbreitet, macht derzeit wieder einmal Schlagzeilen in der Fachpresse. Die Wogen schlagen hoch bei der Frage, ob wir denn diese Art noch nach Bejagungsplänen bejagen müssen,

oder ob wir uns darauf verlassen können, dass der Freizeitjäger allein aufgrund geringer jagdlicher Intensität nie das letzte Stück erlegen wird und sich das System auf diese Weise selbst reguliert. Noch kritischer wird aus der Jägerschaft die derzeit schon in mehreren Bundesländern verwirklichte Ausdehnung der Jagdzeit auf den Rehbock bis in den Spätherbst und Winter gesehen. Eng damit hängt die Frage zusammen, ob denn Rehwild im Januar noch bejagt werden sollte (hier geht die Meinung quer durch unterschiedliche Interessengruppen wie Jagd, Naturschutz und Forstwirtschaft). Nur um den Schrotschuss auf das Rehwild ist es in den letzten Jahren eher etwas ruhiger geworden. Möglicherweise deshalb, weil sich Verfechter bleifreier Jagdmunition damit ein Eigentor schießen würden?

Wie auch immer: Kaum eine andere Wildart ist so vielfältigen menschlichen Interessen ausgeliefert wie das Rehwild. Warum wird aber gerade jetzt so intensiv über diese Art diskutiert? Ist es eine Renaissance des Rehwildes, welches gerade in den vergangenen Jahren so sehr im Schatten seines großen Verwandten, des Rotwildes, stand? Oder ist es genau das Gegenteil, eine zunehmende Geringschätzung dieser Wildart, wie wir sie bereits vom Schwarzwild her kennen?

Der vorliegende Beitrag wird der Diskussion kaum neue Fakten hinzufügen, da sei auf andere Beiträge in vorliegendem Band verwiesen. Ziel ist es vielmehr, Bekanntes neu zu sortieren und alte ebenso wie neue Vorstellungen zum Umgang mit dieser Wildart einmal kritisch zu hinterfragen.

### **Rehwild in der Kulturlandschaft**

Das Reh ist eine erstaunlich anpassungsfähige Art. Es kommt praktisch in allen terrestrischen Lebensraumtypen Mitteleuropas vor. Rehwild hat über Jahrhunderte von der traditionellen, kleinteiligen Agrarlandschaft profitiert und konnte auch die vor rund dreihundert Jahren beginnende geregelte Forstwirtschaft für sich nutzen. Der bis ins späte 20. Jahrhundert bevorzugte Altersklassenwald bietet immerhin in den ersten 15 bis 20 Jahren sowohl Deckung (Nadelwälder im

Dickungsstadium) als auch Äsung (aufgeforstete Kahlschlagflächen mit einer über rund zehn Jahre reichlich vorhandenen Kräuterflora). Der forstliche Paradigmenwechsel hin zu einer naturnahen Waldwirtschaft, die mittlerweile seit mehr als 30 Jahren zunehmend umgesetzt wird, bietet dem Rehwild als „Duckertyp“, mindestens ebenso gute, wenn nicht bessere Lebensraumbedingungen. Allerdings benötigt der Waldumbau selbst einige Jahre, in denen der Verbissdruck auf den Wald vergleichsweise gering gehalten wird, damit sich naturnahe Wälder zunächst einmal etablieren können. Derzeit stehen wir in vielen Forstbetrieben am Ende dieser Phase, die Waldumbaumaßnahmen sind weit fortgeschritten oder sollten dies zumindest sein.

Daher sollte sich auch die forstliche Verbissituation in den kommenden Jahren zunehmend entspannen. Bereits HUNGER & HERZOG (2011) beschreiben in ihrer Analyse langjähriger Bayerischer Forstlicher Gutachten deutlich rückläufige Verbissprozente; das aktuelle forstliche Gutachten (Anonymus 2012) zeigt, dass sich dieser Trend offensichtlich fortgesetzt hat. Nun kann man diskutieren, wie aussagefähig solche Gutachten im Einzelfall sind (vergl. HERZOG 2010), doch ist weitgehend unbestritten, dass sie langfristige Trends auf großer Fläche (hier beispielsweise landesweit) gut widerspiegeln.



Abb. 1: Der Umbau des traditionellen Altersklassenwaldes in naturnähere Waldformen ist aus Sicht des Rehwildes durchaus günstig.



**Abb.2:** Wie ein Wald aussieht, hängt nicht zuletzt davon ab, wie intensiv Waldbau und Wildmanagement miteinander verzahnt werden.

Dort, wo Rehwild aus Sicht der Waldwirtschaft noch Probleme bereitet, und es gibt sicher noch zahlreiche solcher Forstbetriebe, ist es anzuraten, das waldbauliche und jagdliche Management einmal auf den Prüfstand zu bringen (siehe auch HERZOG 2012). So wäre beispielsweise als Einstieg eine abteilungsscharfe Darstellung der Jagdstrecken der vergangenen Jahre, der Verjüngungssituation sowie der Investitionen in Forstschutzmaßnahmen angezeigt (vergl. auch GLEBER & HERZOG 2001). Wenn die genannten Flächen weitestgehend identisch sind, also auf der Karte weitgehend überlappen, befinden wir uns auf dem richtigen Weg. Wenn sich allerdings zeigt, dass etwa Jagd- und Verjüngungsschwerpunkte nicht zusammenfallen, gibt das einen ersten wichtigen Hinweis auf Verbesserungspotentiale.

Durch Hinterfragen der Jagdstrategie, der aktuellen (auch nichtjagdlichen und nichtforstlichen) Störungssituation, des Überwinterungsmanagement, aber auch weiterer Parameter wie etwa der Frage, ob die Jagd selbst ausgeübt oder verpachtet werden soll, kann die Basis für einen stetigen Verbesserungsprozess des waldbaulichen und Wildmanagement gelegt werden. Wo diese Maßnahmen nicht vom Waldbesitzer selbst zu leisten sind, ist eine Investition in professionelle Unterstützung in jedem Fall lohnend.

Die Landwirtschaft hat mit dem Rehwild vergleichsweise wenige oder keine Probleme. Umgekehrt hat sich das Reh, ehemals Profiteur einer kleinteiligen, vielgestaltigen Feldflur, auch an die von der heutigen Agrarindustrie großflächig bewirtschafteten Schläge vergleichsweise gut angepasst.

Man kann darüber diskutieren, ob das Feldreh bereits ein eigener Ökotyp ist, welcher sich durch einen evolutiven Prozess an den Lebensraum Agrarsteppe angepasst hat, oder ob es sich dabei um ein für die Art typisches weites ökologisches Spektrum handelt. Tatsache ist, dass das Reh vielleicht nicht zu den typischen Gewinnern der Veränderungen in der Agrarlandschaft gehört, wie beispielsweise Schwarzwild oder Mäusebussard, es ist aber auch kein wirklicher Verlierer wie viele andere Niederwildarten.



**Abb. 3:** Als Konzentraselektierer ist Rehwild sowohl an die kleinteilige Agrarlandschaft vergangener Jahrhunderte als auch an unterschiedliche Konzepte der Waldwirtschaft gut angepasst.



**Abb. 4:** Selbst ausgeräumte Agrarlandschaften, deren Charakter und Lebensraumqualität sich im Herbst innerhalb weniger Tage völlig verändert, werden vom Rehwild besiedelt.

## Bejagungsplan

Wenn wir uns die Populationsdynamik des Rehwildes und seine hohe Anpassungsfähigkeit vor Augen führen, so stellt sich irgendwann auch die Frage, warum wir das Rehwild aufgrund eines Bejagungs- oder Abschussplanes bejagen. Hier hilft, wie so oft, ein Blick in die Geschichte weiter: Abschusspläne und Jagdzeiten waren (und sind bis heute) klassische Werkzeuge einer nachhaltigen Bejagung.

Ihre Geschichte reicht in Deutschland zurück in das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert, welches jagdlicherseits geprägt war von einer vorangegangenen Demokratisierung und Liberalisierung des Jagdrechtes. Vor dem Hintergrund der in vielen Teilen Deutschlands existierenden kleinstbäuerlichen Landwirtschaft war es nach 1848 zu einer bislang nie dagewesenen Bejagungsintensität gerade der Schalenwildarten gekommen. In dieser Zeit war Jagd nicht nachhaltig, jeder Grundeigentümer durfte auf seinem eigenen Grund und Boden praktisch unbeschränkt jagen, die Bestände zahlreicher Arten gingen infolge dieser Übernutzung deutlich zurück, und bei einigen Arten wie dem Rotwild leben wir heute noch mit den Spätfolgen in Form rotwildfreier Gebiete (hier teilweise sogar bis heute per Gesetz festgeschrieben!). Die Gegenbewegung in dieser historischen Phase der „bürgerlichen Jagd“ führte zu den ersten Jagdgesetzen und später beim Schalenwild zu einer Einführung von Schonzeiten sowie zu einer sehr differenzierten Abschussplanung. Diese Bewegung war im Wesentlichen von der Sorge um die Arterhaltung bestimmt. Hier liegen auch die Wurzeln unseres heutigen Jagd- und Naturschutzrechtes. Eine dieser Wurzeln ist das Preußische Feld- und Forstpolizeigesetz von 1926.

Die Einführung des Begriffes der Hege und der Waidgerechtigkeit in das Sächsische Jagdgesetz von 1925 und in die Thüringer Jagdordnung von 1926 machte den Inhaber des Jagdrechtes, den Grundeigentümer, für den Artenschutz („Hege“) derjenigen Arten verantwortlich, für die er das Nutzungsrecht besitzt. Aus diesem Selbstverständnis heraus entwickelte man rechtliche Normen, wie Schonzeiten und Abschusspläne, als frühe (und bis heute ausgesprochen wirksame) Instrumente des Artenschutzes.

Wenngleich sich das Rehwild von den beschriebenen Aderlässen in der Populationsdichte vergleichsweise schnell wieder erholt hatte, war es

aus damaliger Sicht durchaus richtig, die Bejagung dieser kleinen Hirschart ebenfalls strengen Restriktionen zu unterwerfen. Die Kenntnisse über Populationsdynamik, über r- und K-Strategen und anderes wildbiologische Basiswissen fehlten seinerzeit oder steckten, wie etwa das Wissen über Räuber-Beute-Zusammenhänge, zumindest noch in den Kinderschuhen.

Vor dem Hintergrund von in Deutschland ausgesprochen langen Jagdzeiten war und ist die Abschussplanung für viele Arten ein wichtiges Regulativ gegen eine Übernutzung. Erst mit den in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zunehmenden wildbiologischen Erkenntnissen über das Rehwild relativierte sich manches bis dahin als gut und richtig Empfundene.

So wissen wir beispielsweise nicht zuletzt aus den fachlich sehr fundierten Experimenten aus Wechselboden (VON BAYERN & VON BAYERN 1977), die darüber hinaus selbst nach heutigen Standards publizistisch außerordentlich professionell aufbereitet und einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, dass der Rehbock hinsichtlich seines Geweihs eine hohe umweltabhängige Plastizität (der Genetiker würde auch von einer breiten Reaktionsnorm sprechen) aufweist. Diese macht einen nachhaltigen Einfluss auf die Geweihstärke durch jagdliche Eingriffe (Stichwort „Hege mit der Büchse“) eher unwahrscheinlich. Was also beim Rothirsch funktioniert, funktioniert beim Rehbock nicht oder nur sehr eingeschränkt. Das ist übrigens für routinierte Praktiker auch nicht wirklich neu, sondern eine alte Erfahrung. In den gleichen Experimenten konnte weiterhin gezeigt werden, dass es vor allem die Lebensraumqualität einschließlich Nahrungsbasis im Winter ist, die zu hohen Geweihgewichten und körperlich starkem Rehwild führt.

Damit wurde allerdings auch die Bejagung nach Stärke- oder sog. „Güteklassen“ obsolet. Was als Grund für die sehr differenzierte Bejagung nach Plänen blieb, war neben der in Deutschland vergleichsweise langen Jagdzeit die Bejagung nach Altersklassen, die zu einer biologisch angemessenen Populationsstruktur führen soll. Welche praktische Bedeutung dieser allerdings beim Rehwild als einer in weiten Teilen des Jahres territorial lebenden Art zukommt, ist eine noch weitgehend offene Frage. Es ist anzunehmen, dass die Altersstruktur beim Reh keinesfalls die große Bedeutung wie beim hochgradig sozial lebenden Rotwild hat. Ganz bedeutungslos ist sie allerdings nicht.

Zunächst sind wir damit beim durchaus nicht unumstrittenen Grundsatz „Zahl vor Wahl“ angelangt. Die vertiefende Diskussion darüber würde an dieser Stelle sicher zu weit führen, daher hier nur zwei Anmerkungen. Erstens: wenn dieser Grundsatz bei einer Wildart biologisch eine Berechtigung hat, dann beim (territorialen) Rehwild. Zweitens: „Zahl vor Wahl“ bedeutet keineswegs „auf alles schießen, was sich bewegt“ oder vielleicht auch „nur noch Rehböcke“ zu erlegen. Es bedeutet, verantwortungsvoll angewandt, dass es im Einzelfall für den Gesamtbestand weniger bedeutsam ist, ob ich ein Kitz oder ein Schmalreh, einen Jährlingsbock oder vielleicht einen zweijährigen Bock mehr erlege, als dies der Plan vorsieht.

Ein weiterer Aspekt in der Diskussion wäre die Verkürzung der Jagdzeit. Erst, wenn wir auf die biologisch unsinnige Rehwildjagd im Hochwinter und auf die tierschutzrechtlich fragwürdige Jagd auf weibliches Rehwild im Frühjahr und Frühsommer verzichten, sollten wir auch über eine Bejagung des Rehwildes außerhalb von Abschussplänen nachdenken.

Und schließlich: „ohne Plan“ würde konsequenterweise auch bedeuten: die Verantwortung des Einzelnen ist entscheidend, amtliche Mindeststeckenvorgaben hätten in solch einem Konzept nichts zu suchen. Die Diskussion, inwieweit eine Rehwildbejagung ohne Abschussplan machbar oder sinnvoll ist, soll hier allerdings nicht weiter vertieft werden. Aktuell wird in Baden-Württemberg an der Wildforschungsstelle in Aulendorf eine solide, langfristig angelegte Studie durchgeführt, deren Ergebnisse es abzuwarten gilt.

### **Jagdzeiten auf Rehwild: Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter**

Derzeit sind es drei zentrale Fragen zur Jagdzeit auf Rehwild, die immer wieder diskutiert werden: Jagd im Hoch- und Spätwinter, Frühjahrsjagd auf weibliches Rehwild und Jagd auf den Rehbock im Spätherbst. Die Fragen adressieren durchaus unterschiedliche Handlungsebenen, Antworten können daher auch nur aus unterschiedlichen Perspektiven gegeben werden, keinesfalls lassen sich alle diese Fragen ausschließlich aus wildökologischer, jagdpraktischer oder Tierschutzsicht beantworten.

Der oben angesprochene Blick in die Geschichte hat gezeigt: Jagdzeiten waren – mehr noch als Bejagungspläne – ein wichtiges Artenschutzinstrument im späten 19. und frühen 20. Jahr-

hundert. Zwei zentrale (jeweils bereits deutlich ältere) Begriffe entwickelten sich seit dem späten 19. Jahrhundert zur Leitlinie jagdlichen Handelns und wurden insbesondere in den 1920er Jahren zunehmend in Rechtsnormen integriert: der Begriff der Hege und derjenige der Waidgerechtigkeit. Heute würden wir sagen, dass der Artenschutzaspekt ebenso wie die Ethik und der damit eng verknüpfte Tierschutzaspekt sich damals zu einem integralen Bestandteil jagdlicher Normen entwickelten. Die Jagd genügte damit zu Anfang des 20. Jahrhunderts zumindest in vielen Teilen Deutschland bereits umfassenden Nachhaltigkeitskriterien in einem sehr modernen Sinn.

Neben der ökonomischen und ökologischen war damit (etwa durch den Tierschutzaspekt) auch die sozio-kulturelle Nachhaltigkeit im Rahmen einer Reihe von Studien adressiert. Interessanterweise geschah das alles auch zu einer Zeit, da sich der Naturschutzgedanke in Mitteleuropa zu entwickeln begann und in der Forstwirtschaft über naturgemäße Waldwirtschaft nachgedacht wurde. Dass alle diese Themen einige Jahre später von einem menschenverachtenden Regime okkupiert und für seine politischen Zwecke ausgeschlachtet wurden, steht auf einem anderen Blatt und wäre ein eigenes Kapitel. Neben dem Artenschutz sollten Schonzeiten auch dem Tierschutzaspekt (insbesondere Muttertierschutz) Rechnung zu tragen. Schließlich sollten sie auch einer Verbesserung der „Qualität“ der Wildbestände dienen, für die man seinerzeit beim Schalenwild noch sehr pauschal die Trophäenstärke der männlichen Individuen zumindest mit heranzog.

Fasst man diese Aspekte zusammen, so gelangt man beim Rehwild zu einem System von Jagd- und Schonzeiten, wie wir es traditionell kennen: der Rehbock wird ab dem 16. Mai bejagt, da hat er gefegt, verfärbt und eine Beurteilung des Geweihs ist möglich. Außerdem ist Mitte Mai der Frühjahrshaarwechsel typischerweise abgeschlossen. Das hat einerseits einen biologischen Bezug (Zeitpunkt des Verfärbens als Kriterium für den Gesundheitszustand und das Alter), andererseits haben bereits die Altvorderen beim Aufbrechen wohl nur ungern das Wildbret mit dem büschelweise ausfallenden Winterhaar verschmutzt.

Die Jagd- und Schonzeiten beim weiblichen Rehwild und den Kitzen folgten traditionell ähnlichen Denkansätzen: nachdem es auch immer wieder die Vorstellung gab, weibliches Wild generell zu schonen, stellte man schnell fest, dass so

weitgehende Maßnahmen vor allem bei einer Art wie dem Reh nicht erforderlich bzw. sogar kontraproduktiv sind. So wurde die Bejagung von Ricken, Schmalrehen und Kitzen im Herbst und Winter konzentriert, um einerseits tragende und führende Ricken nicht (auch nicht versehentlich) zu erlegen, andererseits sollte eine hinreichend lange Jagdzeit zur Abschusserfüllung zur Verfügung stehen. Bekanntlich ist der Januar in Mitteleuropa eine durchaus erfolgversprechende Zeit für die Rehwildjagd. Außer acht blieben zunächst die seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schnell zunehmenden wildbiologischen Erkenntnisse, vor allem in Bezug auf Anatomie und Stoffwechselphysiologie (vergl. z.B. HOFMANN 1989, ARNOLD 2004 und in diesem Band). Im Winter das Rehwild zu füttern und zur gleichen Zeit (wenn auch nicht am gleichen Ort) zu bejagen, wurde keineswegs als problematisch angesehen.

Später wurde dieses Prinzip verlassen, indem auch die Bejagung von Schmalrehen auch im Frühsommer zugelassen wurde. Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts gingen die erwähnten Erkenntnisse aus der Forschung zunehmend in das jagdliche Allgemeinwissen ein und Forderungen nach einer generellen Jagdruhe ab Ende Dezember auf alle Schalenwildarten aufgrund der Stoffwechsellumstellung zur Wintersonnenwende nahmen zu, ohne dass sie bis heute rechtlich konsequent umgesetzt wurden.

## Rehwild im Winter: jagen oder füttern?

Ein Problem bei diesem Denkansatz bildet die Tatsache, dass Störungen im Winter nur zum Teil jagdlicher Natur sind. Heutzutage resultieren diese vielmehr aus einer exzessiven und wenig verantwortungsbewussten Nutzung der Natur durch die Freizeitaktivitäten großer Teile der Bevölkerung. Diese Tatsache ist problematisch, sie darf jedoch keinesfalls die Rechtfertigung für eine Bejagung von Schalenwildarten im Januar oder gar Februar sein. Stattdessen sollte es selbstverständlich sein, hier mit gutem Beispiel voranzugehen und die Jagd zumindest auf das wiederkäuende Schalenwild Ende Dezember einzustellen. Das immer wieder geäußerte Gegenargument, dass ja auch das Schwarzwild bis in den Spätwinter bejagt würde und somit der Jagddruck bzw. die Störungen durch den Jäger sowieso vorhanden sind, ist allerdings nicht von der Hand zu weisen. Es allerdings sei an dieser Stelle einmal bewusst ausgeklammert, denn auch über die Schwarzwildbejagung muss in naher Zukunft intensiv und kritisch nachgedacht werden.

Eng mit dem Thema Jagdzeiten verknüpft ist auch das der Winter- bzw. Notzeitfütterung. Hier ist es mittlerweile eine weitverbreitete Ideologie, jegliche Form der Winterfütterung sei grundsätzlich abzulehnen, da nicht erforderlich oder gar



Abb. 5: Eine extrem intensive Freizeitnutzung der Natur setzt die Anpassungsmechanismen des Wildes im Winter oftmals außer Kraft.

kontraproduktiv. Woher diese Vorstellung genau stammt, ist schwer nachzuverfolgen. Sie wird von gebetsmühlenartigen Wiederholungen oder gar der Aufnahme dieses Gedankengutes in Gesetze keineswegs richtiger. Zu unterscheiden ist allerdings klar zwischen KIRRUNG, Ablenk- und Notzeitfütterung (s. auch HERZOG 2011). Erstere ist – zumindest für die Wildwiederkäuer – klar abzulehnen. Von ethischen Fragen einmal ganz abgesehen, besteht das Problem darin, dass hierbei das Wild durch die KIRRUNG genau in den Flächen konzentriert wird, in denen es reduziert werden soll. Der vergrämende Effekt der Bejagung, der insbesondere bei Schwerpunktjagdkonzepten eine wichtige Rolle spielt, wird dadurch in seiner Wirkung reduziert oder aufgehoben, die Fraßeinwirkung auf den Wald steigt womöglich an. Letzteres gilt umso mehr, als die KIRRUNG typischerweise mit der Jagdzeit endet.

Demgegenüber ist die Notzeitfütterung aus den gleichen Gründen, aus denen eine Bejagung ab Januar kontraproduktiv ist, unter bestimmten Voraussetzungen geboten. Die gelegentliche Behauptung, Rehwild benötige grundsätzlich keine Notzeitfütterung, besitzt keinerlei fachliche Basis. Rehwild ist, wie andere Wildwiederkäuer, von Natur aus an die Situation im Winter angepasst. Solche Anpassungsstrategien funktionieren dann, wenn die Tiere die erforderliche Ruhe haben und allenfalls gelegentlich einmal durch jagende Prädatoren in Bewegung geraten. Die Situation in Mitteleuropa hingegen ist gekennzeichnet von einer stetig präsenten Störkulisse, sei es durch Jagd und Forstwirtschaft, sei es durch die Freizeitnutzung der Landschaft, welche die Anzahl von Störereignissen auf ein Vielfaches derjenigen Störungen anwachsen lässt, welche von Natur aus auftreten würden. Dementsprechend werden die natürlichen Anpassungsmechanismen in der Kulturlandschaft weitgehend außer Kraft gesetzt.

Besondere Witterungssituationen, typisch sind etwa extrem hohe Schneelagen oder Dauerfrost mit Schnee nach zwischenzeitlichem Tauwetter, der zu einer extrem harten Schneedecke führt, sind daher klare Indikationen für eine Notzeitfütterung. Sicher haben wir besonders im Flachland nicht jeden Winter solche Situationen, doch im vergangenen Jahrzehnt waren sie auch keineswegs selten.

Das Unterlassen der Winterfütterung in solchen Situationen schafft nicht nur ein Tierschutz-, sondern auch ein waldbauliches bzw. Forstschutzpro-

blem. Schließlich sind die Knospen der Laubbäume in solchen Situationen die einzig verfügbare Äsung. Allerdings, und damit kommen wir wieder zum Thema Jagdzeiten, sollte grundsätzlich, wenn die Entscheidung zur Winterfütterung gefallen ist, auch Jagdruhe herrschen (vergl. HERZOG et al. 2010).

## **Jagdzeiten auf Schmalrehe im Frühsommer?**

Ein Blick auf die aktuellen Jagdzeiten im Frühsommer zeigt derzeit eine Tendenz, den Gedanken des Muttertierschutzes zunehmend aufzuweichen. Selbstverständlich ist es aus biologischer Sicht unproblematisch, ein Schmalreh im Frühjahr oder Sommer zu erlegen. Die Probleme liegen in der Tatsache, dass eine sichere Unterscheidung zwischen Schmalreh und führender Ricke nur unter günstigen Bedingungen und nur mit einem hohen Maß an jagdlicher Erfahrung möglich ist. Vor dem Hintergrund von Crashkursen in der Jagdscheinausbildung und dem sozialen Druck, auch „Strecke zu machen“, wenn die Möglichkeit besteht, sind viele, vermutlich sogar die meisten Jäger mit solch einer Situation überfordert. Daher sollte aus Tierschutzgründen auf eine Jagdzeit weiblichen Rehwildes im Frühjahr und Frühsommer verzichtet werden.

## **Rehbock im Herbst- oder: worum geht es wirklich?**

Wie steht es nun mit der Bejagung des Rehbocks im Spätherbst, nach dem Abwerfen? Der Beurteilung des Geweihs kommt beim Rehwild wie oben erwähnt eine sehr eingeschränkte biologische Bedeutung zu. Ein Bock mit symmetrischem Geweih und hohem Geweihgewicht ist meist ein gesunder, wohlgenährter Bock. Das kann im Folgejahr schon anders aussehen, und umgekehrt. Somit gibt es im Grunde kein wildbiologisches Argument gegen eine Erlegung des Bockes nach dem Abwerfen. Würden also die oben erwähnten, dringend notwendigen Beschränkungen der Jagdzeit auf Rehwild im Sinne einer Beendigung zum Jahresende umgesetzt, wäre eine Synchronisation der Rehbockjagd mit derjenigen des weiblichen Wildes grundsätzlich problemlos möglich, um die erforderliche zahlenmäßige Jagdstrecke rechtzeitig zu erzielen.

Umgekehrt regen sich derzeit vor allem aus der Jägerschaft große Widerstände gegen die Freigabe des Rehbockes im Spätherbst. Dahinter steht



**Abb. 6: Wenn solche Bilder auf der Strecke sich häufen, haben wir ein jagdliches Qualitätsproblem.**

möglicherweise gar nicht die Frage der Bejagung des Rehbockes, sondern die Sorge um eine unkontrollierte und letztlich nicht mehr waidgerechte Erlegung des Rehwildes auf Drück- und vor allem Stöberjagden. Der Satz vom „Bock als Schutzschild für die Ricke“ ist zu hören. Das meint nichts anderes, als die Befürchtung, dass mit der Freigabe von Rehböcken im Zuge der herbstlichen Stöberjagden nicht nur Böcke, sondern vor allem Ricken ohne differenziertes Ansprechen und vor den Kitzen erlegt werden und dass darüber hinaus schlechte Schüsse zur Regel werden.

Oder andersherum gesagt: das Problem ist gar nicht der Rehbock im Spätherbst, sondern die tatsächlich oder vermeintliche Vernachlässigung oder gar Aufgabe ethischer Grundsätze bei Stöberjagden.

Darüber, ob diese Sorge gerechtfertigt ist, lässt sich derzeit nur spekulieren. Verschiedene Untersuchungen liefern zunehmend Indizien, dass wir mit Stöberjagden derzeit große ethische, insbesondere Tierschutzprobleme haben. Sie lassen ebenfalls vermuten, dass diese beim Rehwild (und beim Schwarzwild) besonders gravierend sind.

Eine aktuelle Untersuchung von WIESE (2012) zum Nachsuchenmanagement bei Stöberjagden, welche im Rahmen einer von Studien zur Qualität und dem Qualitätsmanagement insbesondere im Rahmen von Gesellschaftsjagden durchgeführt wurde, zeigt neben verschiedenen anderen Problemen als Nebenbefund, dass bei insgesamt 18 Stöberjagden auf Schalenwild, bei denen auch Rehwild freigegeben war und zur Strecke kam, keine einzige Nachsuche auf Rehwild angemeldet wurde. Dies mag Zufall sein, doch erscheint diese Beobachtung irgendwie bezeichnend für die aktuelle Situation: Derzeit werden Bewegungsjagden, meist in Form von Stöberjagden durchgeführt, zunehmend beliebter. Diese Jagdmethode ist, in den richtigen Händen, sicher ein wichtiges Hilfsmittel, um effektiv und störungsarm zu jagen. Allerdings: die Stöberjagd gehört zu den schwierigsten Jagdmethoden überhaupt. Neben einem umfangreichen Sachwissen erfordert sie ein außerordentlich hohes Maß an Erfahrung, logistischem Geschick und auch an logistischen Möglichkeiten. Unprofessionell durchgeführt (und die Erfahrung lehrt, dass dies derzeit vermutlich die Mehrheit der Stöberjagden ausmacht), können wir mit dieser Jagdmethode großen Schaden anrichten und insbesondere Tierschutzprobleme provozieren.



**Abb. 7: Auch und gerade wenn der Verbiss eine intensive Bejagung erfordert: Rehwild muss sicher angesprochen werden. Handwerklich gut organisierte Bewegungsjagden vermeiden hochflüchtiges Wild.**

Die hohen Anforderungen an eine Stöberjagd beginnen bereits mit der Auswahl der Schützen, welche ebenso erfahren wie diszipliniert sein müssen sowie der Hunde und Hundeführer, und sie erstrecken sich weiter z.B. auf die Bereitstellung der notwendigen Anzahl ausgebildeter Schweißhunde und Schweißhundeführer. Durchführung und Planung einer Stöberjagd sollte immer auf eine bestimmte Wildart (Leit- bzw. Zielart) ausgerichtet sein. Eine Stöberjagd auf Rehwild beispiels-



**Abb. 8:** In großen Schutzgebieten gilt das Rehwild im allgemeinen als problemlose Wildart in Bezug auf eine Beeinflussung der umliegenden Kulturlandschaft.

weise wird ganz anders geplant und durchgeführt als eine solche auf Rot- oder gar Schwarzwild. Rehwild erfordert kleine Hunde, typischerweise Teckel. Auch der Umfang der bejagten Fläche und die Position der Schützen weist bei einer auf Rehwild ausgerichteten Stöberjagd Besonderheiten auf. Dieses Thema soll allerdings hier nicht weiter vertieft werden. Möglicherweise sind für die Zukunft ausformulierte Leitlinien für Bewegungsjagden sinnvoll, welche einerseits dem Jagdleiter fachliche Unterstützung und Orientierung geben, andererseits aber genügend Freiheiten lassen, um die lokalen Besonderheiten hinreichend zu berücksichtigen.

## Rehwild in großen Schutzgebieten

Leitlinien sind auch für den Umgang mit den Schalenwildarten in Großschutzgebieten, etwa großen Naturschutzgebieten oder Nationalparken, dringend erforderlich. Das Rehwild spielt hier, insbesondere aufgrund seiner territorialen Lebensweise in den Sommermonaten, allerdings eine eher untergeordnete Rolle. So geht man nicht davon aus, dass das Rehwild, auch wenn es innerhalb des Schutzgebietes nur eingeschränkt oder gar nicht (z.B. unter Prozessschutzbedingungen) bejagt wird, in signifikantem Umfang das Umfeld beeinflusst. Umfangreiche Untersuchungen zu dieser Frage fehlen allerdings bis heute.

Ein Problem könnte sich in Schutzgebieten ergeben, in denen das Schutzziel die Erhaltung oder Entwicklung spezifischer Pflanzengesellschaften beinhaltet, wie beispielsweise Orchideenwiesen auf Magerrasenstandorten oder auch bestimmte Waldgesellschaften. Hier wäre eine intelligent eingesetzte Schwerpunktbejagung die Methode der Wahl. Allerdings haben viele Großschutzgebiete, insbesondere Nationalparke, diese Möglichkeit dadurch aus der Hand gegeben, dass sie die Einzeljagd, eine Grundvoraussetzung funktionierender Schwerpunktbejagungssysteme, freiwillig oder sogar aufgrund von Schutzgebietsverordnungen, nicht mehr ausüben. Inwieweit das Rehwild andererseits im Sinne der Naturschutzziele selbst wirken kann, etwa hinsichtlich der Frage der Steigerung von Biodiversität durch unmittelbare und mittelbare Fraßeinwirkung (vergl. z. B. RECK et al. 2009) oder inwieweit es auch an der Offenhaltung von Landschaftsteilen mitwirkt, ist noch eine weitgehend offene Frage.

## Fazit

Rehwild ist in Deutschland für den Jäger sicher eine der bedeutendsten Wildarten. Es ist nahezu flächendeckend und damit in den fast allen Revieren vorhanden, sodass sich praktisch alle Jäger mit dieser Wildart intensiv beschäftigen (sollten). Rehwild interagiert mit einer Vielzahl weiterer menschlicher Nutzungsinteressen, einige konnten hier kurz aufgezeigt werden, auf andere (etwa die Themen Straßenverkehr oder Erlebbarkeit durch die Bevölkerung) wird gesondert einzugehen sein. Wirklich schwerwiegende Konflikte verursacht das mehrheitlich doch sehr lokal gebundene, große Teile des Jahres territorial lebende Rehwild normalerweise nicht. Eine Ausnahme kann die Naturverjüngung, insbesondere im Rahmen des

Waldumbaus, darstellen. Um Fraßeinwirkung, welche in gewissem Umfange völlig normal ist, nicht zu wirklichen Schäden werden zu lassen, ist es in Zukunft erforderlich, Wildmanagement mit waldbaulichen Konzepten eng zu verschneiden. In den vergangenen vierzig Jahren wurde leider der Fehler begangen, auf Verbissprobleme fast ausschließlich mit dem Versuch einer flächendeckenden Reduktion des Rehwildes zu reagieren. Dieser Ansatz hat sich als untauglich erwiesen. Wildschäden sind auch, aber keineswegs ausschließlich, eine Funktion des Wildbestandes. Eine Reduktion des Wildbestandes alleine wird daher auch nicht erfolgreich sein. Erfolge garantiert die intelligente Kombination waldbaulicher und Wildtiermanagementkonzepte, welche beispielsweise ein Überwinterungsmanagement, die Schaffung von Ruheräumen für Wildtiere, Besucherlenkung im Wald, aber auch eine waldbauliche Verjüngungsstrategie, welche mit der Jagdstrategie abgestimmt sein muss, beinhaltet.

Die aktuellen Zahlen der forstlichen Gutachten in Bayern zeigen erfreulicherweise, dass der Verbissdruck auf den Wäldern rückläufig ist. Es sei dahingestellt, ob dies im Wesentlichen einer intensiveren Bejagung vor allem des Rehwildes geschuldet ist, oder ob nicht auch die Verbissanfälligkeit der Wälder mit Fortschreiten des Waldumbaus zurückgeht. Die stetig steigenden Rehwildstrecken zeigen uns, dass die Lebensraumqualität für das ausgesprochen anpassungsfähige Rehwild bei allen vorhandenen Problemen offenbar durchaus zunimmt. Die aktuell immer wieder isoliert diskutierten Fragen der Jagdzeiten und der Bejagungsplanung werden sich langfristig nur lösen lassen, indem diese gleichzeitig mit der Frage der Waidgerechtigkeit, insbesondere im Sinne einer strikten Orientierung an den Belangen des Tierschutzes, diskutiert und daraus eine vernünftige Lösung, quasi als Paket, geschaffen wird.

## Literatur

Anonymus. *Forstliches Gutachten zur Situation der Waldverjüngung 2012*. Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, München 2012.

ARNOLD, W.; RUF, T.; REIMOSER, S.; TATARUCH, F., ONDERSCHKEKA, K.; SCHOBER, F. *Nocturnal hypometabolism as an overwintering strategy of red deer (Cervus elaphus)*. *American Journal of Physiology - Regulatory, Integrative and Comparative Physiology* 286, R174-R181, 2004.

VON BAYERN, A., VON BAYERN, J. *Über Rehe in einem steirischen Gebirgsrevier*. Bayerischer Landwirtschafts Verlag, München, 1977.

GLEBER, G.; HERZOG, S. *Digitized Forestal data as a Tool for Decisions in Management of Red Deer (Cervus elaphus) populations*. *International Conference on Forest Dynamics and Ungulate Herbivory*, 3. bis 6. Oktober 2001, Davos, 118, 2001.

HERZOG, S. *Der Wald soll wachsen: Was müssen forstliche Gutachten leisten?* *Schriftenreihe des Landesjagdverbandes Bayern e.V.*, 19, 33-40, 2010

HERZOG, S. *Kirrung oder Fütterung ? Eine Frage der Definition*. *Wild und Hund*, 65, 3. November 2011.

HERZOG, S. *Gedanken zu Wald und Wild: Von der Hege mit der Büchse zum Waldbau mit der Büchse?* *Nachrichten der Game Conservancy Deutschland e.V.*, 16-19, 2012. ISSN 1432-7171

HERZOG, S.; KRÜGER, T.; HUNGER, M. *Rotwildmanagement in Sachsen.: ein partizipativer Ansatz für einen zukunftsfähigen Umgang mit einer konfliktträchtigen Wildart*. *Artenschutzreport* 26, 2010, 50-52.

HOFMANN, R. R. *Evolutionary steps of ecophysiological adaptation and diversification of ruminants: a comparative view of their digestive system*. *Oecologia* 78, 443-457, 1989.

HUNGER, M.; HERZOG, S. *Auswertung der bayerischen Verbissgutachten von 1991 bis 2009: Was können Verbissgutachten leisten?* *Allgemeine Forst Zeitschrift – Der Wald*, 23-25, 18. Juli 2011.

MEIBNER, M.; REINECKE, H.; HERZOG, S. *Vom Wald ins Offenland: Der Rothirsch auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr*. Verlag Frank Fornaçon, Ahnatal 2012. ISBN 978-3-940232-07-6

RECK, H.; THIEL-EGENTER, C.; HUCKAUF, A.; HINSCH, H. *Pilotstudie „Wild und biologische Vielfalt“*. 2009. [http://stiftungnaturmensch.de/fileadmin/media/pdf/Pilotstudie\\_Wild\\_und\\_Biologische\\_Vielfalt.pdf](http://stiftungnaturmensch.de/fileadmin/media/pdf/Pilotstudie_Wild_und_Biologische_Vielfalt.pdf).

WIESE, F. *Analyse des Nachsuchenmanagements auf Bewegungsjagden*. *Bacalaureatsarbeit Technische Universität Dresden*, 2012.

## Adresse

Prof. Dr. Dr. Sven Herzog  
Technische Universität Dresden  
Lehrstuhl für Wildökologie und Jagdwirtschaft  
Pienner Straße 8  
01737 Tharandt  
[herzog@forst.tu-dresden.de](mailto:herzog@forst.tu-dresden.de)  
Tel.: 035203 383-1338